

(Nachdruck verboten.)

80]

Auferhebung.

Roman von Leo Tolstoj.

Obgleich der General ihm heute morgen den Besuch des Gefängnisses nicht gestattet hatte, beschloß Nechjudow, der aus Erfahrung wußte, daß oft das, was von den höchsten Vorgesetzten auf keine Weise zu erlangen ist, von den unteren sehr leicht gewährt wird, trotz alledem den Versuch zu machen, jetzt in das Gefängnis einzudringen, um Katjuscha die freudige Neuigkeit mitzuteilen und sie vielleicht in Freiheit zu setzen und gleichzeitig Näheres über Krylows Gesundheit zu erfahren und ihm und Marja Pawlowna mitzuteilen, was der General gesagt.

Der Gefängnisinspektor war ein sehr hoher und dicker imposanter Herr mit Schnurrbart und Vadenbart, der nach den Mundwinkeln zu einließ. Er empfing Nechjudow sehr streng und erklärte geradezu, daß er Privatpersonen ohne Erlaubnis der Behörde Besuche nicht gestatten könne.

Auf Nechjudows Bemerkung, daß man ihn in den Residenzen auch zugelassen habe, antwortete der Inspektor:

„Sehr wohl möglich, aber ich lasse Sie nicht hinein.“

Dabei sagte der Ton, in dem er sprach: „Ihr Herren aus der Residenz glaubt uns zu imponieren und zu verblüffen; aber wir in Ostsibirien kennen auch sehr gut Ordnung und können Euch noch befehlen.“

Die Kopie des Schriftstücks aus der kaiserlichen Kanzlei hatte auf den Inspektor ebenfalls keinen Einfluß. Er lehnte es entschieden ab, Nechjudow in die Mauern des Gefängnisses hineinzulassen. Auf Nechjudows naive Mutmaßung aber, die Maslowa könnte auf Vorzeigung dieser Kopie freigelassen werden, lächelte er nur verächtlich und erklärte, daß zur Freilassung irgend jemandes der Befehl von seinem direkten Vorgesetzten erfolgen müßte. Alles, was er versprach, war, daß er der Maslowa von ihrer Begnadigung Mitteilung machen und sie nicht eine Stunde länger festhalten werde, sobald er die Anweisung von seinem Vorgesetzten erhalten habe.

Ueber Krylows Gesundheitszustand irgendwelche Auskunft zu geben, lehnte er ebenfalls ab und sagte, er könne nicht einmal sagen, ob ein Gefangener des Namens da wäre. Da Nechjudow somit nichts erreicht hatte, setzte er sich in seine Droschke und fuhr zu seinem Gasthause.

Die Strenge des Inspektors rührte hauptsächlich daher, daß in dem gegen normale Zeiten doppelt überfüllten Gefängnis damals Typhus herrschte. Der Kutsher, der Nechjudow fuhr, erzählte ihm unterwegs, daß im Gefängnis viel Volk verstarbe. Jemand ein Siechtum sei über sie gekommen. Zwanzig Mann würden jeden Tag verscharrt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Trotz des Mißerfolgs im Gefängnis fuhr Nechjudow in derselben mutigen, erregt-unternehmenden Stimmung zur Kanzlei des Gouverneurs, um zu erfahren, ob dort nicht das Schreiben über die Begnadigung der Maslowa eingetroffen wäre. Das Schreiben war nicht da, deswegen machte sich Nechjudow nach seiner Rückkehr in den Gasthof sofort daran, Seljonin und dem Advokaten deswegen zu schreiben. Als die Briefe beendet waren, sah Nechjudow nach der Uhr; es war schon Zeit, zum Mittagessen zum General zu fahren.

Wieder kam ihm unterwegs der Gedanke, wie Katjuscha ihre Begnadigung aufnehmen würde? Wo man sie ansiedeln könnte? Wie er mit ihr leben würde? Was aus Simonson würde? Was aus ihrem Verhältnis zu ihm? Er dachte an die Veränderung, die in ihr vorgegangen war, und dachte dabei auch an ihre Vergangenheit.

„Das muß man vergessen, auslöschen“ — dachte er und beifte sich wieder, die Gedanken an sie von sich fortzuschleudern. „Das wird sich später finden“, sagte er zu sich und begann darüber nachzudenken, was er dem General sagen müßte.

Das Mittagessen beim General war ganz nach der Nechjudow vertrauten üppigen Manier reicher Leute und hoher Beamter eingerichtet und war ihm, nachdem er so lange

nicht nur jeden Luxus, sondern auch die einfachste Bequemlichkeit entbehrt hatte, besonders angenehm.

Die Hausherrin war eine Petersburger grande dame von altem Schlage, eine ehemalige Hofdame am Hofe Nikolaus I.; sie sprach ganz natürlich französisch und unnatürlich russisch. Sie hielt sich übermäßig gerade, und wenn sie Bewegungen mit den Armen machte, entfernte sie die Ellbogen nicht von der Taille. Sie war ruhig und etwas bekümmert, ehrerbietig gegen ihren Mann und übermäßig freundlich gegen ihre Gäste, wenn auch mit verschiedenen Nuancen in ihrem Verhalten, je nach der Person. Nechjudow empfing sie als einen der Ihrigen mit jener besonderen zarten, unmerklichen Schmeichelei, in Folge deren Nechjudow wieder all seine Vorzüge erkannte und eine angenehme Befriedigung empfand. Sie gab ihm zu verstehen, daß sie seinen zwar originellen, aber ehrenwerten Schritt, der ihn nach Sibirien geführt, kenne, und ihn für einen besonderen Menschen halte. Diese zarte Schmeichelei und die ganze schöne üppige Einrichtung im Generals Hause bewirkten, daß Nechjudow sich der Unnehmlichkeit dieser hübschen Umgebung, des wohlgeschmeckenden Essens und des leichten und angenehmen Verkehrs mit wohlgezogenen Leuten seiner Sphäre ganz hingab, als wenn alles dasjenige, was in der letzten Zeit um ihn gewesen, ein Traum wäre, aus dem er zur wahren Wirklichkeit erwacht war.

Am dem Mittagessen nahmen außer den Hausangehörigen — der Tochter des Generals mit ihrem Mann und einem Adjutanten — noch ein Engländer, ein Kaufmann und Goldgrubenbesitzer, und ein fremder Gouverneur aus einer entfernten sibirischen Stadt teil. Alle diese Leute waren Nechjudow angenehm.

Der Engländer, ein gesunder, rotbackiger Mensch, der sehr schlecht französisch, aber bemerkenswert gut und beredt-eindringlich englisch sprach, hatte viel gesehen und war durch seine Erzählungen über Amerika, Indien, Japan und Sibirien interessant.

Der junge Kaufmann und Goldindustrielle, Sohn eines Musiks, in einem in London gefertigten Frackanzug mit Brillanthemdenknöpfen, hatte eine große Bibliothek, that viel für wohlthätige Zwecke, hatte europäisch-liberale Ueberzeugungen und war Nechjudow angenehm und interessant, da er einen ganz neuen und guten Typ eines sorgsam gehegten Pflanzens europäischer Kultur auf einen gesunden Bildung aus dem Bauernstande repräsentierte.

Der Gouverneur der fernen Stadt, ein früherer Departementsdirektor, war ein dicker Mann mit gelocktem, spärlichem Haar, zärtlichen, blauen Augen, sehr voll unten, mit zarten, weißen, ringbedeckten Händen und einem angenehmen Lächeln. Dieser Gouverneur wurde von dem Hausherrn geschätzt, weil er keine Geschenke annahm. Die Hausherrin aber, eine große Musikfreundin und selbst eine sehr gute Pianistin, schätzte ihn deswegen, weil er ein guter Musiker war und mit ihr vierhändig spielte. Nechjudows Stimmung war bis zu dem Grade wohlwollend, daß auch dieser Mensch ihm heute nicht unangenehm war.

Der fröhliche und energische Offizier und Adjutant mit schwarzblauem Stimm, der in allen Dingen seine Dienste anbot, war durch seine Gutmütigkeit angenehm.

Am allerangenehmsten aber war Nechjudow das liebe junge Paar: die Tochter des Generals und ihr Mann. Diese Tochter war eine nicht hübsche, sehr gutmütige junge Frau, die in ihren ersten zwei Kindern vollständig aufging; ihr Mann, den sie nach langem Kampf mit den Eltern aus Liebe geheiratet hatte, war ein liberaler Kandidat der Moskauer Universität, bescheiden und verständig; er war Beamter und beschäftigte sich mit Statistik, namentlich der fremden Völker, die er studierte, liebte und vor dem Aussterben zu retten suchte.

Alle waren nicht nur freundlich und liebenswürdig mit Nechjudow, sondern augenscheinlich erfreut über ihn als über eine neue und interessante Person. Der General, der zum Mittag im Wassenrock mit einem weißen Kreuz am Halse erschien, begrüßte Nechjudow wie einen alten Bekannten und lud die Gäste sofort zum Imbiß und Brantwein ein. Auf die an Nechjudow gerichtete Frage des Generals, was er gethan, seit er bei ihm gewesen, erzählte Nechjudow, daß er in der Post gewesen sei und die Begnadigung der Person

erfahren habe, von der er morgens gesprochen, und daß er jetzt wiederum um die Erlaubnis bitte, das Gefängnis besuchen zu dürfen.

Der General war augenscheinlich unzufrieden damit, daß man beim Mittagessen über Geschäfte spräche, machte ein finsternes Gesicht und sagte gar nichts.

„Wünschen Sie Brantwein?“ wandte er sich auf französisch an den Engländer, der herzutrat. Der Engländer trank den Brantwein aus und erzählte, er hätte heute die Kirche und Fabrik besucht und wünschte nun noch das große Verhörsgefängnis zu sehen.

„Das ist ausgezeichnet“, sagte der General, an Rechljudow gewandt, „dann können Sie zusammengehen. Schreiben Sie ihnen einen Einlaßschein“, sagte er zum Adjutanten.

„Wann wollen Sie fahren?“ fragte Rechljudow den Engländer.

„Ich ziehe es vor, die Gefängnisse abends zu besuchen“, sagte der Engländer; „dann sind alle zu Hause, und Vorbereitungen sind nicht getroffen, sondern alles ist so, wie es ist.“

„Ah, er will es in seinem ganzen Reiz sehen! Rag er denn. Ich habe darüber geschrieben, auf mich hört man nicht. So mag man denn aus der ausländischen Presse die Zustände kennen lernen“, sagte der General und trat zum Mittagstisch, an dem die Hausherrin den Gästen ihre Plätze anwies.

Rechljudow saß zwischen der Hausfrau und dem Engländer. Ihm gegenüber saß die Tochter des Generals und der frühere Departementsdirektor.

Beim Essen ging die Unterhaltung mit Unterbrechungen, bald über Indien, wovon der dort gewesene Engländer erzählte, bald über die Expedition nach Tonkin, die der General streng beurteilte, bald über die in Sibirien allgemeine Spitzbüberei und Bestechlichkeit. All diese Gespräche interessierten Rechljudow wenig.

Aber nach dem Mittagessen, im Gastzimmer beim Kaffee, entspann sich ein sehr interessantes Gespräch mit dem Engländer und der Hausfrau über Gladstone, und Rechljudow schien es, daß er viel Verständiges gut zum Ausdruck gebracht habe, und daß dieses von seinen Gesprächsnachbarn bemerkt worden sei. Nach dem guten Mittagessen und Wein, beim Kaffee, auf einem weichen Lehnstuhl, inmitten von freundlichen und wohlherzogenen Leuten, wurde Rechljudow angenehmer und angenehmer zu Mute. Als aber die Hausherrin auf Bitten des Engländers sich mit dem Departementsdirektor außer Dienst an das Klavier setzte und die fünfte Sinfonie von Beethoven, die sie gut auswendig gelernt hatten, spielte, fühlte Rechljudow einen lange von ihm nicht empfundenen Seelenzustand völliger Zufriedenheit mit sich, gerade als wenn er jetzt erst erfahren hätte, was für ein guter Mensch er sei.

Der Flügel war vortrefflich und die Wiedergabe der Sinfonie gut. Wenigstens schien es Rechljudow so, der diese Sinfonie kannte und liebte. Beim Anhören des schönen Andante empfand er ein Prickeln in der Nase vor Rührung über sich selbst und all seine guten Werke.

Nachdem Rechljudow der Hausfrau für den lange nicht empfundenen Genuß gedankt, wollte er sich schon verabschieden und wegfahren, als die Tochter des Hauses mit entschlossenem Ausdruck an ihn herantrat und erötend sagte:

„Sie haben nach meinen Kindern gefragt; wollen Sie sie sehen?“

„Sie glaubt, daß es alle interessiert, ihre Kinder zu sehen“, sagte die Mutter, über die kleine Taktlosigkeit ihrer Tochter lächelnd. „Den Fürsten interessiert das gar nicht.“

„Im Gegenteil, es interessiert mich sehr“, sagte Rechljudow, durch diese überfließende mütterliche Liebe gerührt. „Bitte, zeigen Sie sie mir.“

„Sie führt den Fürsten hin, um ihm ihre Kleinen zu zeigen“, rief der General lachend vom Kartentisch, an den er sich mit seinem Schwiegerjohn, dem Goldgrubenbesitzer und dem Adjutanten gesetzt. „Verweigern Sie, verweigern Sie den Gehorsam.“ (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es konnte nicht anders kommen. Bei der Uneinlichkeit der Wärmewährung war es nicht anders möglich. Wenn Celsius dem Réaumur zuruft, wie viel höher er an Zahl sei, so kann Réaumur diesen Vorwurf nicht ruhig auf sich sitzen lassen, er klettert empor und veranlaßt seinerseits den Celsius, erneute Anstrengungen zu

machen. In dieser Weise treiben sich die Konkurrenten wie bei einer Auktion in die Höhe, und für den Wettkampf ist kein Ende abzusehen, es müßten denn die Quecksilberköpfe plagen.

Der scharfsinnige Leser wird bereits ahnen, daß ich von der Hitze schreiben will. Aber ich bitte, nicht anzunehmen, daß dieses Unternehmen die Folge eines eingedampften Hirns sei; ich bitte ferner, nicht spottend das schöne Lied über die Lippen gleiten zu lassen: Und laß uns wieder von der Hitze reden wie einst im Heu, wie einst im Heu. Vielmehr beabsichtige ich mich um die schwitzende Menschheit verdient zu machen, indem ich ein seit Jahrhunderten bewährtes meteorologisches — wer das Wort hundertmal hintereinander richtig ausspricht, wird fühllos gegen jeden Wärmegrad — Geheimmittel anwende. Wenn ein Sonntagsplauderer von der Hitze schreibt, so kann er sicher sein, daß alsbald ein Gewitter sich erhebt, und wenn das Blatt in die Hände der Leser kommt, diese unter einem graufamen Kälterückschlag frostig gerötet sind. 500 Taelis verpflichte ich jeden mir zu zahlen, wenn dies Mittel nicht hilft!

Darum schreibe ich über die Hitze, obwohl der Schmerz über meine eigne Thätigkeit nur durch das Mitgefühl mit dem armen Seher übertroffen wird, der meiner Handschrift krause Wirrnisse eine bleicene Bereivigung ersinnen soll.

Wir sind noch nicht sonderlich weit im Menschenschug gediehen, sonst müßte die Gewerbe-Ordnung längst den Begriff der „Hyerrie“ in das Gesetz eingeführt haben, wonach von einem gewissen Temperaturgrad ab alle Arbeit, bei voller Lohnzahlung zu ruhen habe, damit den Gemarterten der Frohnarbeit vergönnt werde, zwischen Wald und See geruhig hingefredt des Daseins lodende Fülle zu atmen. Aber freilich, ich fürchte, ehe wir so weit sind, giebt es längst keine Wälder und Seen mehr, die bei freiem Entree den Opfern der Großstadt Stunden der Ruhe und Befreiung gewähren. Das Beispiel des edlen Herrn, der eben den schönsten Wald der Mark, das Blumenthal gepflert hat für alle, die nicht ein Eintrittsgeld erlegen, wird schon Nachahmung finden. Wir werden noch lernen, daß wir kein unveräußerliches Menschenrecht haben, ohne weiteres in die fürstlichen, fiscalischen und adelsherrlichen Wälder einzudringen. Schon jetzt lassen die erlauchten Besitzer von Adersbach und Bedelsdorf, den Felsenmärchenstätten Schlesiens, vor jedem Felsen ein neues Aushanggeld erheben und gewinnen daraus alljährlich ein feist-rundes Einkommen. Wald wird sich der Graf Stolberg-Berningerode erinnern, daß er eigentlich das Recht habe, drei Viertel des Harzes zu schleichen. Und unter gütiger Mitwirkung des Herrn Miquel werden der Tiergarten, der Grunewald und alle Havelseen und Havelparke wie eine Festvorstellung des Opernhauses behandelt werden und erhöhte Preise mit Aufgeld bei Vorbestellung der Billets den Zugang erschließen. Dann wird man neben Champagnergelagen im Savoy-Hotel, neben Spielorgien im Klub der Harmlosen und Mischschnapsjansen in den Bars der Friedrichstadt den Gipsel lebemannischer Vergewundungslust mit dem Sprichwort bezeichnen: Er ist in der Saubacht gewesen. Der Grunewald wird dann nicht mehr eine Stätte gemeiner Holzauktionen und Sonntagsausflüge mit Ferkelobert sein, sondern eine Art forêt séparée darstellen, wo die Kavaliere mit ihren Damen alle Gattungen der Luft wandeln.

Wenn aber einer aus dem Volk in dieser erhabenen Zukunft, da man erst voll den Wert und die Vermunft des Privatgenußes zu ermessen im Stande sein wird, nach einem Naturgenuß in frevelhaftem Uebermut begehrt, der gehe in einen Blumenladen, laufe daselbst ein Alpenweibchen oder eine Fuchse, und den Bild fest auf diese Schöpfungen der Natur gerichtet, lehne er sich träumerisch an einen der hochrommerlich glühenden Gassestellen-Pfähle der Straßenbahn in der Stralauer- oder in der Aderstraße; es kann aber auch die Elssasserstraße sein.

Hätte man keine Lungen und keine Nasen und kein sociales Empfinden, sondern wäre nur Auge, so könnte man schließlich auch an diesen schwülen Abenden Berlins sich entzünden und erquiden, wenn durch den grauweißen Dunst, der von unzähligen verjähredenen Lichtern durchleuchtet ist, die Menschen wie wunderjam farbige Gespenster gleiten, die jungen Weiber und Mädchen in dem Glanz ihrer hellen Kleider wie Rigen des Asphalts, wie Viseellen des Trottoirs, wie geheimnisvolle Wanderblüten der Liebe im flirrenden Lichtnebel huschen und gankeln. Ich beneide sie übrigens, diese jungen Mädchen und Weiber. Nach siegreich überstandener lex Heinze wagen sie es, dünnen Flor um Arm und Hals und Brust zu schmiegen; das muß wie ein Gewirr von tausend kreuzweis geöffneten Fensterchen wirken und köstlich „jugig“ sein, das muß eine lustige Kühlungsergabe von Mont-Blanc-Gipsel, Nordsee-Zinsel und Weuthstraße 2, Hof, Ausgang zur Redaktion des „Vorwärts“, dieser hausagrarischen Gletscherspalte, die nie von dem natürlichen Licht des Himmels beschiener wird. Ach, niemals werde ich es wagen dürfen, und hätten wir zehn Heinze-Legen zerjammert, solchen Ventiflor mir um Arme, Hals und Brust zu legen. Warum bin ich ein Mann — bei dieser Hitze!

Dagegen ist es erfreulich, daß ich wenigstens nicht nötig habe, den Redenstolz teutonischer Männlichkeit zu empfinden. Das Schlachtfeld dieser heißen Tage ist besät mit den verschmachteten Opfern heldenmütiger germanischer Jünglinge und Männer, die in edlem Trotz gegen czechische Annahmung sich todesmutig weigern, nur einen Tropfen billiger Bieres zu trinken, obwohl ihre vaterländisch geschwellten Mägen eigentlich nur das czechische Gebräu vertragen können. Aber die Frechheit dieser slavischen Gejellen, die aus dem edlen deutschen Flottenzoll freivolten Extraprofit herauspressen wollen, muß wir ge

Kleines Feuilleton.

panzerter Faust niedergeschlagen werden. „Patrioten, Pfui Pilsener“ — ergelst der Schlachtruf, kein deutscher Mann trinkt einen Tropfen slavischen Biers, und müßten sie alleamt verdurstet auf der Straße liegen. Erhabener Patriot, wahre deine Würde und bezahle nicht, wär's selbst dein Tod, fünf Pfennig mehr für den halben Liter tschechischen Bieres! Es ist grauenhaft und bewundernswürdig zugleich, bei solcher Hitze Nationalgeföhle zu bewahren.

Aber die Blut vermag auch Wunder zu erzeugen, sie heizt den menschlichen Erfindungsgeist, daß er die genialsten Erfindungen hervorbringt. Keine größere und mehr überraschende Entdeckung ist bisher der Menschheit gelungen als die, von der man in den letzten Zeiten überall in den Blättern liest: Im Hochsommer des Jahres 1900 ist es endlich — nach mehrtausendjähriger Arbeit gelungen — den Begriff der — — — europäischen Kultur zu entdecken.

Es ist also ausgemachte Sache: die Völker Europas gehen mit Schießgewehren und Kanonen nach China, um die „europäische Kultur“ zu verbreiten. Sie sagen es alle, und am schönsten sagt es der Herr Dagobert von Gerhardt-Angantor, der sich schon als Flottenphilosoph bewährte, und jetzt also schreibt:

„Die Aufgaben der Kultur berechtigen und zwingen uns . . . jedes zurückgebliebene Volk unter das Geßel unserer Ethik (Ethik ist gut; Herr D. v. G.-A. scheint mit Fremdworten Schwierigkeiten zu haben. Joe.) zu beugen. Soll Ruhe und Frieden, Gesittung und Entwicklung herrschen, so haben die Völker, die an der Spitze der Bildung marschieren, das unbestreitbare und unveräußerliche Recht, widerstrebende Elemente zum Gehorsam zu zwingen und, wenn nötig, mit der Schärfe des Schwerts ihnen die Anerkennung einer überlegenen Bildung beizubringen. Deshalb ist die Kulturwelt gezwungen und berechtigt, die geschlossenen Küsten des sittlich erstarrten Chinas gewaltsam zu öffnen und dort ein Recht zu pflanzen, das den seefahrenden zivilisierten Nationen Schutz und Sicherheit gewährt.“

Mitter Dagobert, der zwar einst das Schlachtschwert mit der Feder vertauschte, aber immer noch die Schriftstellerei nach den Instruktionen der Kaiserin betrieb, Mitter Dagobert giebt uns mit diesen Sätzen ein dreifaches Problem auf. Dreierlei bleibt uns an der so gestellten Aufgabe, mit dem Säbel in China europäische Kultur einzuführen, unergründlich: Erstlich, daß das Schwert ein geeignetes Mittel sei, Kultur zu verbreiten; zweitens, daß der Zweck des chinesischen Krieges wirklich sei, die erstarrten Chinesen edelmütig mit Kultur zu beglücken; drittens — und das ist das Unergründlichste —, daß es so etwas wie eine europäische Kultur giebt.

Tausend, zehntausend Millionen, eine Milliarde Taels demjenigen, der mir sagt, was das für ein Ding sei, die europäische Kultur, von welcher Entbedung doch alle Zeitungen reden. Ist es die tschakische Kultur, in der ein Tschak nur die Macht der Finsternis sieht? Ist es diese Kultur, die fast das ganze Volk in tiefster Unwissenheit — in China kann jeder lesen und schreiben, in Rußland nur ein paar Auserwählte — und leiblichem Glend erhält, wo die Massen erstarrt sind in abergläubisch-fragenhaften Vorstellungen, die das edlere religiöse Bewußtsein überwuchern, wo ein autokratischer Herrscher mit Hilfe eines feilen, verdorbenen, bestochenen Beamtentums die für unumstößlich erklärten Unterthanen regiert; wo die besten und redlichsten Menschen, die sich gegen das Unrecht auflehnen, zu Tode gemartert werden, wo es noch Rechtens ist, ohne geordnetes Rechtsverfahren Urteile zu fällen?

Ist es die galizische Kultur oder die der Balkanländer? Ist es die deutsche Kultur, die die Peters, Leiss und Arenberg in Afrika verbreiteten, ist es diese Kultur der Ausnahmegeße gegen Volksgenossen, der gewaltsamen Unterdrückung von Meinungen und Strebungen, ist es die Kultur von Konig oder Kanossa, die Kultur der ostelbischen Schnitterhäuer, des schlechtesten Weberelends, des Kasernenhofs? Ist die französische Kultur der Nationalisten, Jesuiten und Generalfüßler oder die der Drehsfusards gemeint? Ist es die englische Kultur des Boerenkriegs, des Londoner Ostends, der Fremnot? Ist es die spanische Kultur, die politisch Verdächtige mit ungeheuerlichen Foltern straft? Ist es die italienische Kultur der Mafia, der Pellagra und der Carusi in den sizilianischen Schwefelgruben?

Wo fasse ich den Einheitsbegriff der europäischen Kultur, welcher Art ist diese gegen China vereinigte Zivilisation? Wer sagt es mir?

Heute Nacht, als ich schlaflos lag, und um mich ein Streichertorget von zwei Mäcken, die im Schwirren seine hohe Geigenlinie erklingen ließen, und eine Fliege, die das Cello strich, die endlosen Phantasien heißen Dunfels in Musik setzten — selbst das mit Rellendöl getränkte Taschentuch über meinem Kopf schwebte die Fiedler nicht — Die ganze Nacht habe ich mich vergeblich gequält, was diese Zeitungen unter europäischer Kultur verstehen. Denn die eine Erscheinung, die, mehr eine Hoffnung als bereits eine Tatsache, in Wahrheit als europäische Kultur bezeichnet werden könnte, der Socialismus, den meinen sie doch wohl nicht!

Ich werde an Schlaflosigkeit zu Grunde gehen, wenn mir nicht bald ein kluger Mann verrät, was diese einige europäische Kultur sei. Eine Billion Taels dem Retter! — Joe.

g. Im Staube. Breit und sonnig zog sich die Chaussee in das Land hinein. Rechts und links wogende Kornfelder, goldgelb gebrannt, hin und wieder ein Baum, aber nur kümmerlich, verkrüppelt, als könnte er nicht recht fortkommen in all' dem Staub und Sand. Erst ganz in der Ferne tauchte der Wald auf, dunkel, frisch und grün. Ein bläulicher Dunst lagerte über ihm, er stieg aus dem Strom empor, der zu seinen Füßen hinsfloß. Ein frischer Hauch ging von diesem Dunst aus, ein Hauch, der die schattenlose Dürre der Landstraße noch dürrer und öder erscheinen ließ.

Da wo die Chaussee eine Biegung machte, arbeiteten die Straßenarbeiter. Es waren ihrer acht Mann. Die einen rissen das Erdreich auf, die andern füllten es mit Steinen, einige hatten schwere Rammern und stampften damit das neue Pflaster fest. Ein Alter stand seitwärts am Chausseegaben und warf große Schaufeln Sand durch ein schräg-gestelltes, siebartiges Drahtnetz. Der Sand flog hindurch, wobei die Steine vor dem Netz hernieder fielen. Jedesmal, wenn ein neuer Wurf gegen das Drahtnetz flog, krieg eine große Staubwolke auf. Es staubte überhaupt auf der Chaussee. Das geringste Lüftchen genigte, um den feinen Sand in ganzen Massen emporzutreiben. Die spärlichen Gräser, die am Begraud wuchsen, hatten überhaupt keine grüne Farbe mehr; wie eine dicke, weiße Mehltschicht lag es darüber. Die acht Männer arbeiteten schweigend. Sie hatten die Mäde ausgezogen, die Kermel der dünnen, viel geflickten Hemden waren hoch gekrempt, der Schlick stand offen und ließ die bloße Brust sehen. Trotzdem rann ihnen der Schweiß in heißen Tropfen über die verwetterten, runzligen Gesichter. Ab und zu hielt einer inne und fuhr aufsteigend mit der Hand über die Stirn; dann sah auch ein anderer auf: „Ne doller Hitze!“

„Ja, 'ne doller Hitze.“ Dann arbeiteten sie wieder weiter, als koste es ihnen Anstrengung, auch nur ein Wort zu sagen.

Am Nachmittag belebte sich die Chaussee. Von der Stadt her kamen Ausflügler, sie kamen in ganzen Scharen, zu Fuß, zu Ross und zu Wagen, die zu Ross und zu Wagen überwogen jedoch, es waren vornehme Ausflugsorte, die dort im fernen Walde lagen, der ganze Westen gab sich da ein Stelldichein.

In unabsehbarer Reihenfolge rollten die eleganten Equipagen herbei, unter ihren Rädern flog der Staub noch dicker empor, besonders an der Stelle, wo die Arbeiter schafften und wo der Boden aufgewühlt war.

Die Insassen der Wagen stöhnten über den Staub. Die Damen sahen seufzend auf ihre zarten Sommertoiletten, die Herren müsterten ihre eleganten Promenadenanjüge. In allen Wagen brach man die Unterhaltung ab und beschäftigte sich nur noch mit dem Staub.

„Er legt sich einem förmlich auf die Lungen!“

„Ja, wahrhaftig, man kann kaum atmen in dieser Luft.“

„Mein Kleid sieht aus, als wäre es mit Kalk bestreut. Das bekommt die Jose überhaupt nicht wieder rein.“

„Nimm diese gräßliche Chaussee denn noch kein Ende?“

„Ach und da wird ja auch noch gebuddelt — um Gottes Willen — wenn wir nur da erst vorbei wären.“

„Schauerlich ist diese Fahrt — das sage ich ja immer, man bekommt Kopfschmerzen in dem Sonnenbrand.“

„Da hilft auch gar kein Schirm und kein Hut.“

„Na wir sind ja nun bald im Walde.“

„Gott sei dank, daß wir da sind, unter den Bäumen wird man erst wieder Mensch.“

„Wir wollen uns nur ja recht an das Wasser setzen, da ist es so schön lustig und kühl.“

„Ach ja und die Kühle wird gut thun, hier kann man wahrhaftig blödsinnig werden, mir klebt die Zunge am Gaumen.“

„Warum hier überhaupt nicht geiprenget wird! Freiheit, einem Menschen zuzumuten, daß er all diesen Unrat einatmen soll!“

„Ja, das ist es auch wirklich, eine tolle Freiheit!“

„Gott, nun beruhige Dich doch, Arthür, wir trinken draußen eine Flasche Rheinwein, dann werden wir wieder frisch.“ — —

So ging das Gespräch in den Wagen.

Aber die Wagen rollten vorüber. Je weiter der Nachmittag vorrückte, desto stiller wurde es wieder. Die Ausflügler waren alle draußen. Sie gingen durch die schattigen Wälder, sie sahen am kühlen Strom und erquidten sich am Wein.

Einjam und leer lag die Chaussee wieder da. Schattenlos und öde zog sie sich zwischen den Feldern hin, nur die Straßenarbeiter arbeiteten noch immer. Mit müden lässigen Bewegungen, schweigend, als koste es ihnen selbst Anstrengung ein Wort hervorzubringen, arbeiteten sie — im Staube. —

Litterarisches.

Kurt Aram: Gedichte. Piersons Verlag. Wir haben kürzlich den „Ananian“ des Autors besprochen. Auch der vorliegende Band stammt zweifellos von einem Dichter. Ob aber auch von einem Lyriker? Ich möchte die Frage nicht entscheiden, bevor weitere Leistungen vorliegen. Im allgemeinen gehen dramatische und lyrische Begabung nicht zusammen und ich glaube daher auch nicht, daß der Dichter der satirischen Komödie „Agrar-Kommission“ seine Lorbeeren auf lyrischem Gebiet pflanzen wird. Aber wie gesagt: entscheiden möchte ich noch nichts. Vor allem darum nicht, weil in dem Buch allerdings Gedichte sind, die starke Talentproben sind. Es ist sogar ein

Gedicht vorhanden, das ich vollkommen nenne. Es heißt „Die Hände“, und ist in Klang und Ausdrucksweise von ergreifender Wirkung. Es ist spezifisch lyrisch, worunter ich verstehe, daß sein Inhalt nicht nur durch das poetische Bild, sondern gleichzeitig durch die Musik der Form übermittelbar wird. Es steht aber einsam im Buch. Die übrigen wertvollen Gedichte haben häufig balladenähnlichen Inhalt (wie „Die bunte Wiese“) oder einen Stich ins Satirische (wie die „Glocken“) oder sie wirken durch einen geistreichen Gedanken, wie ein farbenhaftes Bild oder etwas Aehnliches. Wirkliche Lyrik finde ich nur in dem einen.

Allen Gedichten darf man nachrühmen, daß es eigne Gedichte sind. Der Autor imitiert nicht, weder einen bestimmten Menschen, noch eine bestimmte Zeit. Was er bringt, sind eigne Gedichte aus unserer Zeit. Moderne Kunst also. Wo die Großstadt hineinspielt, großt häufig ein sozialrevolutionärer Ton in die Verse. So in „Mein Geheimnis“, das zum Besten des ganzen Buchs gehört. Ein immer wiederkehrendes Motiv ist der Tod. Ich wäre ihm lieber nicht so häufig begegnet. Der Seemannsroman spult in der modernen Litteratur so viel herum — beiläufig: auch eine Kritik der gegenwärtigen Welt — daß es schwer ist, ihn neu und eigenartig aufzufassen. Mitunter gelingt es dem Dichter, aber nur mitunter. Hier und da schlagen die Gedichte, vielleicht eben in dem Streben nach Eigenart, ins Groteske und schwer Verständliche um. So beispielsweise im „Reiter“. In der Naturanschauung des Dichters stört mich eine Neigung zu allzu gewaltigen Personifikationen. Die Anschaulichkeit geht dabei gelegentlich vollkommen flöten und das Gedicht nähert sich der Allegorie, was immer eine kahle und frostige Sache ist. Vielleicht hätte auch einiges ausgeschieden werden können, was sozusagen nur das Rohmaterial zu einem Gedicht, aber kein Gedicht bietet. Dahin rechne ich unter andern die „Hexe“, die im Grunde nur nüchterne Prosa ist. Aber, um es noch einmal zu sagen: Talent siedet fraglos in dem Buch, und das macht die Lektüre zu einer angenehmen und anregenden Arbeit. —

E. S.

Psychologisches.

— Die Ermüdung des Gehirns. In einem Beitrag zur Psychophysiologie der Ermüdung, den Eduard Sokal in der „Anschauung“ veröffentlicht, teilt er folgendes mit: Was die Ermüdung bedeutet, ist bis jetzt noch nicht ganz geklärt. In einer Abhandlung „La fatica“ und besonders in einem kürzlich erschienenen Werk „L'uomo sulle Alpi“ (Der Mensch auf den Hochalpen) hat der Turiner Physiologe Angelo Mosso an einem gewaltigen Beispiel die Lehre von der Ermüdung entwickelt. Es giebt nur eine Ermüdung — die nervöse. Aus ihr leidet Mosso alle die Erscheinungen ab, welche auftreten, sobald der Körper die physiologischen Grenzen seiner Leistungsfähigkeit überschreitet. Nichts ist demnach verkehrter, als sich, wie es so häufig geschieht, von einer geistigen Ueberanstrengung in physische Arbeit, von einer Ermüdung in die andre flüchten zu wollen. Vor allen Dingen darf man, wie Mosso hervorhebt, nicht den Zustand der „Ermüdung“ mit dem der „Ernattung“ verwechseln. In dem uns wohlbekanntesten Zustande der Ermüdung haben wir eine Summe von vagen Empfindungen, die sich schwer definieren und noch weniger abschätzen lassen. Als „Ernattung“ aber bezeichnen wir jenen Zustand der Erquickung, der uns Ermüdungsempfindungen geringerer Intensität fählen läßt und der fort dauert, nachdem wir uns bereits ausgeruht haben. Die Ernattung überfällt uns manchmal auch ohne vorherige Anstrengung des Gehirns oder der Muskeln. Besonders geschieht dies bei hysterischen und bei Personen, welche eine große nervöse Reizbarkeit besitzen. Die gute und die schlechte Disposition, die gute und die üble Laune, von denen man so oft reden hört, sind keine Capricen des Organismus, sondern sind wie das gute und schlechte Wetter auf natürliche Ursachen zurückzuführen und in schwer erkennbaren Störungen des Nervensystems zu suchen. Für Menschen und Tiere, welche unter natürlichen Bedingungen leben, also keinen gewaltigen Energieleistungen zu entsprechen genötigt sind, ist es übrigens, wie Mosso treffend bemerkt, nur ein Vorteil, bei dem Energieverlust, dem sie in dem Kampf um das Dasein ausgesetzt sind, nicht durch eine Sinnesempfindung belästigt zu sein. Unsere Maschine ist so eingerichtet, daß die Ermüdung uns nur ein wenig früher anhalten läßt, als die Wage das Gleichgewicht verliert. Der Schmerz, der die Ermüdung begleitet, ist wie ein Sicherheitsventil, das sich nur öffnet, um ein Alarmzeichen zu geben, und bis zu diesem Momente können wir ruhig arbeiten. Leider funktioniert diese Sicherheitsklappe nicht in allen Fällen und nicht bei allen Menschen gleich gut. Gerade in den Fällen großer Aufregung, Ueberanstrengung und Erschöpfung versagt sie zuweilen vollständig. —

Kulturgeschichtliches.

— Vom babylonischen-ägyptischen Postwesen. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Die großen Thontafelfunde von El-Amarna (1500—1450 v. Chr.), welche in der semitisch-babylonischen Sprache abgefaßt waren, die die Diplomatensprache des Orients war, können uns auch einen Begriff von babylonisch-ägyptischen Postwesen geben. Die Mehrzahl der El-Amarna-Thontafeln nahmen nicht mehr Raum ein als moderne offizielle Briefe. Manchmal wurden sie noch in ein Thon-Couvert eingehüllt, das außen Adresse und Haupt-Inhalt des Briefes angab. Gewöhnlich war aber das unbeteiligte Publikum auf andre Weise daran ge-

hindert, von dem Inhalt der Briefe Kenntnis zu erhalten. Wir müssen annehmen, daß die babylonischen und assyrischen Thonbriefe gerade so behandelt wurden, wie die unsren: Sie kamen in einen Postfach, und ehe der Postbote die Thonbriefe zur Weiterbeförderung erhielt, wurde das Futteral von der abtretenden Behörde gesiegelt. Ausgezeichnete Poststraßen gingen durch ganz Westasien nach Aegypten mit Post- und Releisstationen für die königlichen Boten, die wahrscheinlich auch die Privatkorrespondenz mitbesorgten. — Nach den El-Amarna-Tafeln korrespondierte der Pharao mit Babylonien und Assyrien, Capadocien, Palästina und Syrien. Die Posttroupen verfolgten die alten Kriegs- und Handelsstraßen, über welche seit unzähligen Generationen Heere und Karawanen gezogen waren. Der Kanaaniter korrespondierte mit dem Babylonier, wie Hiram von Tyrus mit Salomo. Lange bevor Israel nach Kanaan kam, war das Land im Innern durch Postverbindungen verknüpft und nach Außen durch solche erschlossen. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

o. Wie viel Krypton enthält die Luft? Ueber das Krypton, eins der neuen Elemente, die von den englischen Forschern Ramsay und Travers vor einigen Jahren in der Atmosphäre entdeckt wurden, enthalten die Berichte der Berliner Akademie neue interessante Mitteilungen. Zwei deutsche Chemiker in Breslau haben es einer eingehenden Untersuchung unterworfen, um seine chemischen Eigenschaften genau festzustellen. Sie stellten zunächst 850 Liter flüssige Luft her, und von diesem Ausgangsmaterial erhielten sie schließlich 92 Kubikcentimeter gasförmiges Krypton, welche 88 Milligramm wogen. Ein Liter flüssiger Luft wiegt etwa 1 Kilogramm; in den 850 Kilo Luft waren also 88 Milligramm Krypton enthalten, d. i. der zehnmillionste Teil oder ein hunderttausendstel Prozent. Nimmt man selbst an, daß bei der Verarbeitung der flüssigen Luft die Hälfte des in ihr gelöst enthaltenen Kryptons verloren gegangen sei, — eine Annahme, die sehr unwahrscheinlich ist — so ist die in der Luft enthaltene Menge, der fünfmillionste Teil, immer noch so gering, daß man leicht begreift, wie so den Chemikern dieser Stoff so lange entgehen konnte. Aber trotz des ganz geringen Prozenttages, den das Krypton von der Atmosphäre ausmacht, ist die Kryptommenge, die in der gesamten Atmosphäre, von der die Erde rings umhüllt wird, nicht gar so gering. Die Oberfläche der Erde wird zu 510 Millionen Quadratkilometern angegeben; auf jeden Quadratkilometer drückt eine Luftsäule im Gewicht von 1033 Gramm oder 1,033 Kilo, über einem Quadratkilometer, der 10 Milliarden (gleich 10 000 Millionen) Quadratkilometer faßt, lastet daher eine Luftsäule von 10 330 Millionen Kilo. Mitin beträgt das Gewicht der gesamten die Erde umhüllenden Luft 510 Millionen mal so viel, was mehr als 5 1/4 Trillion ausmacht (genau 5 Trillionen 268 300 Billionen, eine Zahl, die 5 268 300 000 000 000 geschrieben wird). Beträgt nun auch das Krypton hiervon nur den fünf-millionsten Teil, so ist das doch immer noch mehr als eine Eins mit 12 Nullen, also mehr als eine Billion Kilo oder als eine Milliarde Doppelcentner. Das gesamte in der Luft enthaltene Krypton würde also kristallisiert ein nicht zu verachtendes Quantum darstellen. —

Humoristisches.

— Boshaft. Stationsaufseher (zum Passagier): „Gehen Sie sich mit Ihrer roten Nase nicht so über das Geleis, wie leicht kommt ein falsches Signal heraus!“ —
— Fataler Wiedersehen. Erster Bedienter: „Schau' her, da ist mir vor der Soiree plötzlich ein Knopf von meiner Livree verschwunden!“ — Zweiter Bedienter: „Hat er sich wieder gefunden?“ — Erster Bediente: „Ja, da ist er... iobeen hat ihn mir jemand als Trinkgeld in die Hand gedrückt!“ —
— Fürchtbare Drohung. (Wauer zu seinem Gaul): „Gansl, das sag' ich Dir, wennst das Bißel Mist nit durch'n Dreck bringst, dann lauf' ich mir, meiner Seel', ein Automobil!“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— „Die Ziegler“, ein Volksstück in vier Akten von Franz Schamann, einem jungen Berliner Schriftsteller, soll als erste Novität des Theaters an der Wien seine Feuertaufe erhalten. —
— Das Drama „Für's Kind“ von Hermann Richard ist von der Wiener Censur verboten worden. —
— Im Stadttheater zu Wambrunn hatte Gustav v. Mosers einaktiges Lustspiel „Ohne Konsens“ bei seiner Erstaufführung einen Erfolg. —
— Theodor Gerlach hat ein größeres Bühnenwerk verfaßt, für das er eine künstlerische Form gewählt hat, die er „gesprochene Oper“ nennt. —
— Durch Schenkung ist die Mineraliensammlung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien um einen großen Diamantkristall aus dem Kapland bereichert worden, der ein kostbares Schaustück ersten Ranges darstellt. —
— Die sibirische Universität in Tomsk sucht zwei Lektoren, und zwar einen für die deutsche, den anderen für die französische Sprache. Meldungen sind an die medizinische Fakultät zu Tomsk zu richten. —